

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 35

Artikel: Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]
Autor: Schäfer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
den 29. August
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Regen im Wald.

Von Jacob Heß.

Regengeplätscher in dämmeriger Stille,
Ja — so ist's gut!
Lege dich, Untier, oh drängender Wille,
Kühle dich, Blut!
Buchen entfalten grünseidene Sahnen,
Wonne dem Blick!
Wildnisse lassen Unheimliches ahnen
Wie mein Geschick.

Streift mich ein Aestchen, ergießt sich als Schauer
Sprühender Gischt,
Wäscht mit vom Antlitz den Firnis der Trauer,
Wie das erfrischt!
Um mich ein stetiges Fallen der Tropfen,
Perlende Blut,
In mir des Herzens beruhigtes Klopfen,
Ja — so ist's gut!

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

5

Er mußte freilich den Kopf schütteln, als er über die Steintreppe draußen nach der Gasse hinunter stieg; doch gab sich alles, seitdem er in diesem Rheinstort herumging und als der Kaufmann Müller in Woll- und Strumpfwaren auch Trikotagen seine Rolle spielte, in einem so fatalen Zusammenhang, daß er nur spöttelnd staunen und nicht verdrießlich sein konnte, um so mehr, als er seine Abreise sowie als unrühmlichen Ausgang seiner mit phantastischen Vorstellungen begonnenen Flucht ansah.

Bei der nächsten Ecke wartete der Seker Heinrich Berkenrath ängstlich auf seinen Bescheid; Johannes konnte den kranken Menschen nicht ansehen, ohne sich der Schweißhände zu erinnern, die er heim Ringelreihen auf dem Marktplatz trotz seiner Betrunktheit mit Widerwillen gespürt hatte; aber wie er dann die ängstlichen Wasseraugen sah, war er doch freundlich zu ihm und lud ihn ein — weil er nun endlich etwas essen wollte — im Herzog von Nassau ein Glas Wein mit ihm zu trinken, was der andere schüchtern abwehrte, aber gern annahm.

Es war um die Zeit niemand im Herrenstübchen, auch die stidende Tochter nicht, angeblich weil sie zu Verwandten gereist war, was der Seker auf eine traurige Art belächelte; so saßen sie ungestört, von der Wirtin überhöflich bedient und diskret allein gelassen. Johannes fragte nach dem Malermeister, und während der andere gleich anfang zu erzählen, als ob er nur deshalb mitgekommen wäre, betrachtete er die knochigen Hände mit den dicken Gelenken, den dünnen Flaufenbart und wie ihm deutlich der Tod im Gesicht geschrieben stand. Er wußte schon aus seinen

Schwärmereien vom Abend vorher, daß der Seker sich eifrig als Sozialist bekannte und mit rührender Gläubigkeit den Himmel auf Erden von einer andern Einrichtung oder Abschaffung des Eigentums erwartete: nun lief ihm rasch die Gedankenspule ab, warum sich solch ein halbzerstörtes Dasein mit soviel Inbrunst an die irdischen Zustände klammerte? Weil eine müde Fliege sich immer wieder auf die Knochenhand setzte, mußte er daran denken, wie diese Tiere im späten Herbst mit dem Pilz im geschwollenen Leib die Kapriolen ihrer gesunden Zeit mühselig wiederholen: aber nicht so, als ob eine Maschine ihre gewohnte Bewegung auch ohne Triebkraft auslaufen müßte, sondern mit einer Unraft, die sich um so klebriger an die Wirklichkeit hängte, je dünner ihre Kräfte wurden.

Die Geschichte des Malermeisters Christian Merse, von dem Seker in solcher Unruhe aber mit allem Umstand seines Zeitungsgewerbes ausgemalt, war so: daß der, dem Ort als Kind armer Winzerleute entstammend — fast alle Leute in Klingebach wären Winzer, aber die meisten nicht für eigene Rechnung und bettelarm — durch den Besitzer der Blenburg auf die Kunstakademie in Düsseldorf gekommen war. Dieser Besitzer, ein Herr Merkelbach — nicht aber etwa ein Kunstfreund oder sonst ein gebildeter Mensch, sondern ein Holzhändler vom Niederrhein, der, mit Grubenholz reich geworden und heute selber Zechenbesitzer, die Burg vor Jahren gekauft und mit einer halben Million ausgebaut hätte — hatte einen Sohn, der ziemlich im gleichen Alter mit dem Christian auch Maler geworden war. Weil die alten Merse als Tagelöhner in dem Garten des Merkelbach

gearbeitet hatten — wie ja ziemlich der ganze Ort von seinem Geld abhinge, indem er die meisten Wingerter und Gärten damals aufgekauft und den Leuten nur die mageren Aeder auf den Höhen gelassen hätte — war der Christian eine Art Spielhund von dem Herrensohn geworden und als solcher schließlich auch mit auf die Akademie gekommen. Talent habe er am Ende so wenig wie der andere gehabt, aber während der mit seinem Geld auch ohne Leistungen für die Gesellschaft einen Maler vorstelle, sei der Christian eines Tages wieder bei seinen armen Eltern als ein noch ärmerer Teufel gewesen, der von der Akademie nichts als den altmodischen Knebelbart und die Kunstschülerfäxen mitgebracht habe, mit denen er noch heute die Klingenbacher ärgere.

Nachdem seine Eltern gestorben waren, hätte er ein richtiges Lumpendasein geführt, bis ihm der junge Merkelbach vor drei oder vier Jahren das Haus und die Werkstätte einrichtete. Damals wäre er denn auch, man wußte nicht recht wie, zu einer Frau gekommen: Ob er sie kannte? Sie sähe aus wie eine Italienerin, wäre aber armer Leute Kind vom Hunsrück, das eine Zeitlang auf der Bleyburg gedient habe — denn ziemlich alles im Ort, dem es gut ginge, hätte einmal da oben Dienst getan, so zum Beispiel die Wirtin zum Herzog von Nassau, die ein früheres Kammermädchen der alten Frau wäre. Es sei natürlich kein rechtes Geschäft, was der Christian noch immer mit den Manieren eines Kunstmalers betriebe — er wäre eben ein Opfer trauriger sozialen Verhältnisse — und die Ehe ginge noch weniger gut. Ein Kind wäre gleich nach der Hochzeit als Frühgeburt gestorben und seitdem bliebe der Merse nicht gern zu Haus, er tränke. Uebrigens gäbe es Leute, die auch von der Frau und dem jungen Merkelbach allerlei sprächen — sie trüge sich zu gut für ihren Stand — er glaube aber nicht an das Geschwätz. Er wisse vielmehr, daß sie es vor der Heirat mit einem andern gehalten hätte, einem ehemaligen Gärtnerburschen auf der Bleyburg, auch einem Hunsrücker, der kurz vor ihrer Hochzeit als Matrose auf ein Rheinschiff gegangen und seitdem verschollen wäre.

*

Es war keine schöne Lebensgeschichte, die ihm der Sezer da erzählte, während Johannes den kalten Braten der Wirtin aß, die früher Kammermädchen gewesen war. Die Unreinlichkeit und Unordnung darin verstimmten ihn und er glaubte, den Terpentingeruch aus seinen Kleidern wieder zu riechen. Um sie auszulüften und den Erzähler loszuwerden, der ihm darüber auch nicht sympathischer geworden war, indem sich die Lebenslust seiner Berichte unwillkürlich auf ihn selber übertrug: schützte er, dem Einfall der Sekunde folgend und weil gerade das Nachmittagschiff läutete, ein dringendes Geschäft in Koblenz vor, sprang, seinen Hut greifend, hinaus und kam auch richtig noch mit dem Dampfer zurecht.

Er hatte laufen müssen und fühlte mit erhitzten Baden, als er sich erstaunt auf dem Schiff wiederfand, wohlig die wehende Wasserluft, bis ihn fröstelte. Er schlug den Kragen hoch und fing an, auf- und abzugehen, stand wieder an der Maschine, wo die Kolbenstangen ihre mattblanken Leiber auf und nieder warfen, sah im Salon die Reisenden gelangweilt auf den Polstern sitzen und in der Vorkajüte das Durcheinander wie damals — es kam ihm vor, als ob

Wochen dazwischen lägen — nur daß es der Tageszeit entsprechend, und weil anscheinend nirgend ein Markttag war, stiller zugin. Durch einen Zufall war er auf daselbe Schiff geraten, auf dem er nach Klingenbach gekommen war. Er fand so ein Stück Leben wieder, das durch die törichten Erlebnisse Vergangenheit geworden war und das er nun aufnahm, als ob das andere nur ein Traum gewesen wäre. Und ehe er es bedachte, war auch schon der Wunsch da, es so zu halten: die unterbrochene Rheinfahrt fortzusetzen und den Ort hinter sich zu lassen, der nun im Dunst der Ferne versank, wie die Erlebnisse darin schon Schattenbilder der Erinnerung waren.

Obwohl er kaum glauben konnte, daß er eben noch eine Stunde lang mit dem Schriftseker Heinrich Berkenrath im Herzog von Nassau gefessen hatte, fühlte er genau, daß diese rasche Fahrt mehr als eine Flucht vor dem klebrigen Menschen war. Durch dessen Erzählung waren in sein knabenhaftes Abenteuer Dinge gekommen, deren Lüfterheit er sich kaum eingestand, und die doch gleich eine Schar von Warnungen auslösten. Er hätte kein in neunzehn Jahren und noch dazu in Basel zur Ordnung angehaltener Zögling sein müssen, um sich nicht mit den Vorgängen dieser Tage wie eine unaufgeräumte Schublade vorzukommen. Gerade dadurch, daß ihn der Zufall dieser erneuten Flucht wieder auf daselbe Schiff gebracht hatte, als ob dazwischen nichts gewesen wäre, fühlte er den unerbittlichen Drang der Zeit, die ihre Sekunden abtrotzte, gleichgültig, ob er sie mit guten oder schlechten Dingen füllte, und die ihm so ein peinlicher Richter jeder Vergeudung war. Vergeudung aber schien ihm in der Reinlichkeit und Helle dieser Frühsommerluft auf dem Wasser jede Minute, die er in Klingenbach zugebracht hatte; und wie sich gegen Koblenz hin die Enge des Rheintals öffnete, wie der Himmel wieder seine ganze Breite über ihn spannte, mußte er heiter lächeln, so sehr freute er sich in diesem Augenblick auf die Ordnung und Arbeit seines Studentenlebens. Daß er nun seines Hauslehrers und seines Ranzens ledig, die er beide darum nicht verloren hatte, nach Bonn kommen wollte, schien ihm kein übles Sinnbild: Zwang und Torheit der Knabenjahre hatte er damit hinter sich gelassen, um aus eigener Entschließung sein wirkliches Leben zu beginnen, dessen unbeschriebene Reinheit er in dieser Stunde als ein nie wiederkehrendes Glück fühlte und mit der Dankbarkeit seiner gesunden Jugend genoß.

*

Die Stadt Koblenz war damals noch nicht durch aufgedonnerte Bauwerke verunziert wie sie es heute ist; mit dem klar geformten Festungswerk von Ehrenbreitstein, mit der langen Front geschonter Baumkronen und der beherrschenden Dachlinie des kurfürstlichen Schlosses lag sie in dem leisen Wind des milden Sommertags als eine Wohnstätte gepflegter Menschlichkeit. Dazu die schön abschweifenden Bergzüge und das Gefühl der beginnenden Weite, sanfte Farben und hellere Lüfte gaben ihm die Stimmung einer reineren Welt, in die er mit dem Gefühl überstandener Gefahren eintrat. Namentlich die Schiffbrücke, die sich vor dem Dampfer wie von Zaubershänden öffnete und hinter ihm wieder schloß, bot ihm ein unerwartetes Vergnügen; auf ihren schwankenden Planen zu gehen, das Gestampf der Pferde und den Schritt der Soldaten in den Fußsohlen zugleich

mit der drängenden Strömung zu fühlen, den breiten Strom einmal wirklich mit Schritten auszumessen, und dem emsigen Zug des Lebens zuzusehen, der hier die Ufer miteinander verband: das alles war für ihn, als wenn er aus den Untiefen seines eigenen Wesens wieder ins hellere Wasser gekommen wäre, auf dessen Oberfläche er nun in der späten Sonne erlöst und fröhlich schwamm.

Auch daß er wieder im Bereich städtischen Lebens war, daß er gut angezogene Menschen in der freien Haltung sah, wie sie im kleinbürgerlichen Leben abgelegener Orte auffällig und fast unpassend ist, tat ihm wohl. So sah er vor einem der großen Rheinhotels, sah dem Gedränge der kommenden und gehenden Schiffe zu und fühlte sich durch die Fülle lässig bewegten Lebens trotz aller Fremdheit behütet. Er aß wieder einmal an einem sorgfältig gedeckten Tisch, freute sich des blanken Geschirrs und als noch eine Militärfapelle klingende Märsche spielte, kam er sich mit aller Sehnsucht seiner einsamen Stunden wie eine Eule vor, die statt in der Fröhlichkeit des Tages umherzufliegen, im Dunkel auf der Stange seiner Gedanken gehockt hatte.

Aber auch das Licht dieses Nachmittags verging in dem brandigen Grau einer Dämmerung; er nahm sich ein sauberes Zimmer für die Nacht mit breiten Fenstern zum Rhein hin und ging dann in die Stadt, sich das Nötige zu kaufen. Wäre er jetzt dem Bartholomeus in die Arme gelaufen, das Wiedersehen hätte den Geängstigten kaum mehr als ihn selber freuen können, so sehr war alles auf die Obertöne bei ihm gestimmt. Noch als er in das Geschäft eintrat, hatte er einen Scherz auf den Lippen, einen Scherz freilich, der so wenig wie seine schüchternen Vorgänger ans Licht gekommen wäre, sondern nur in dem heimlichen Getriebe seiner Gedanken eine lustige Figur gemacht hätte: Diesmal aber versanken Scherz und Heimlichkeit mit eins; denn die Frau am Ladentisch, die gerade ein Päckchen gereicht bekam, war die Römerin aus Klingensbach. Sein erstes Gefühl war ein Schrecken über die Begegnung und die rasche Ueberlegung, ihr auszuweichen; dann aber hatte sie den Kopf schon nach ihm gewandt: als ob sich Nachtschmetterlinge auf ihn setzten, fühlte er den dunklen Blick, und so verwirrt war seine Besinnung, daß er sie, weil sie sich in derselben Sekunde zur Tür wandte, wie nach einer Absprache wortlos begleitete. Sie ließ sich das mit dem Gleichmut gefallen, der ihr Wesen zu beherrschen schien; nur als er ihr die Tür offen hielt und sie dicht an ihm vorbei mußte, glaubte er ein zorniges Lächeln um ihren Mund zu sehen. Er fühlte seine Gedanken, als ob ein elektrischer Strom hindurchgeleitet würde, der alles, was eben noch um die Willkür seiner Wahrnehmungen bunte Kreisel gemacht hatte, unerbittlich in seine Richtung brächte: Wie lächerlich, wie grausam, wie knabenhaft ist das, dachte er, während seine Augen schon ihr Gesicht und ihre Gestalt überflogen und aufs neue von der seltsamen Schönheit überrascht sich entzückten. Wie-



„Und d's Oberland uf und d's Oberland ab.“

der trug sie ein Kleid mit der bäurischen Tacke, nur grau und ohne Hut, das schwere Haar auf eine altmodische Art im Nack tief in den Nacken hängend, sodaß sie wirklich wie eine Römerin fremd und aufrecht durch das Gedränge ging. Erst jetzt bemerkte er, daß sie eine Gießkanne in der Hand hielt, die sie irgendwo gekauft hatte, und obwohl sie es nicht zulassen wollte, ruhte er nicht, bis er sie trug. So bildeten sie ein sonderbares Gespann, doch hinderte ihn das Gefäch und manche spöttischen Gesichter nicht, mit ihr durch die Straßen und endlich nach dem Rhein hinunter zu gehen, wo sie, anscheinend durch seine Begleitung beunruhigt, die Kanne wieder nahm und rheinaufwärts erwartend in die Lichter sah.

Er hatte nicht gedacht, daß um diese Zeit noch ein Dampfer führe und noch weniger, daß er ihn benutzen würde; nun entdeckte er und mußte grimmig lächeln, noch ein Billet zur Rückfahrt in seiner Tasche. So stand er nicht allzu weit von dem Hotel, wo er ein Zimmer für die Nacht genommen hatte, wo im Pavillon davor noch immer die Militärfapelle spielte und die auf und nieder wandelnde Menge sich aus den Fremden und Einheimischen im bunten Schein farbiger Lichter fröhlich mischte, wo das städtische Leben war, in dem er aus der Verworrenheit seiner kleinbürgerlichen Abenteuer Zuflucht gesucht hatte: doch wieder bei der Frau, die er nun verheiratet mit einem Anstreicher und Säufer



Schuls und Vulpera mit Schloss Tarasp.

wußte, deren Herkunft und Lebenskreis er kannte, und die ihn trotz allem durch eine Macht hielt, deren Wurzeln er bekommen in seinem eigenen Wesen spürte.

Ihm war nicht wohl in seiner Haut, und er hätte sich um tausend Meilen hier fortgewünscht; nur selbst gehen, nur jetzt der Frau die Hand reichen, seinen Hut lüften und sich verabschieden, das vermochte er nicht; und weil er sich von einem Zwang seiner eigenen Natur vergewaltigt sah, war ihm trüb und fast zum weinen zumut. Nachher auf dem Schiff ging es besser, obwohl sie auch da nicht gesprächiger war, meist in das dunkle Wasser und auf die zitternden Linien ferner Lichtreflexe sah und ihn nur selten mit einem Blick streifte; aber weil nun auch hier ein Stück abgebrochenes Erlebnis unvermutet seinen Fortgang nahm, weil er wieder mit ihr auf einem Dampfer in die Dunkelheit fuhr wie an dem ersten Abend, nur daß es später und nun schon fast Nacht geworden war: ließ er sich durch ihre Schweigsamkeit die einmal gewonnene Laune nicht verwehren und war glücklich, wenn sie über eine zu törichte Bemerkung doch lachen mußte. Dabei hörte er den eigenen Worten zu, als ob er vor sich selber ein Knabe wäre, den der andere in ihm, älter und erfahrener, spöttisch gewähren ließe.

Er erfuhr mit einer Kette unablässiger Fragen, dazu sie kaum nickte oder den Kopf schüttelte — wofür sie die Gießkanne brauche? Ob sie einen Blumengarten habe und überhaupt die Gartenarbeit liebe — daß der Pavillon, den er von seinem verhängnisvollen Sonntagsspaziergang kannte, auf der Spitze eines Weinbergzypfels stand, der ihr von der Burg in Pacht gegeben wäre. Er bat sie, ihm den andern Tags zu zeigen: sie sprach auch darauf keine Antwort, sah ihn aber an mit einem langen Blick, den er sich günstig auslegte. Beim Aussteigen gab es fast ein Handgemenge um die Gießkanne, bei der sie sich als stärker erwies; auch erlaubte sie ihm nicht, sie zu begleiten, sodaß er, fast zornig von ihr abgetan, mißmutig vor den Herzog von Nassau kam und sich leise in seine Kammer schlich.

Als da die Kerze den kläglichen Plunder beleuchtete und er an das breite Zimmer in Koblenz dachte und wie aus all seiner erlösten Stimmung und den reinlichen Absichten nichts geworden war, als daß er nun doch wieder vor seiner Badmulde stand: da hielten seine Nerven der Spannung nicht mehr stand. Kopfschüttelnd und mit verschluckten Tränen, in einer Mischung von Zorn und einem kläglichen Humor, fing er an, mit sich selbst zu rechten, und was er an verächtlichen Schimpfworten für seine Torheit fand, das sprach er aus; bis sich der unberatene Jammer seiner Jugend in einem Schluchzen löste, wie er es seit seinen frühen Knabenzeiten nicht mehr gefannt hatte.

Denn daß er nicht noch einmal fliehen konnte, das sah er nun wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Bad Tarasp.

Das Bäder-Dreigestirn Tarasp-Schuls-Vulpera ist für das Unterengadin was St. Moritz mit seinen Trabanten für das Oberengadin. Viele Tausende von kurbedürftigen Menschen finden alljährlich hier Erholung und Kräftigung an Körper und Seele. Ueber 1200 Meter hoch gelegen, haben diese Orte eine Umgebung von ausgeprägt alpinem Charakter. Eine Reihe von wunderbaren Dreitausender mit ausgedehnten Gletscherrevieren, zum Teil als Kletterberge berühmt, schauen auf den lieblichen Talkessel hinunter, in dessen waldd- und aderreichem Grunde sich der klare Inn ein z. T. schluchtiges, z. T. lieblichsanftes Bett gegraben hat. Die Gegend ist nicht nur alpinistisch-touristisch, sondern auch in bezug auf seine geologischen, botanischen und zoologischen Erscheinungen interessant.

In ihrem Mittelpunkt, in ausgedehnte Tannen- und Föhrenwälder gebettet, dicht am Innufer, liegt das Kurhaus Tarasp. Das Bad ist wohl eines der größten Kuretablissemte der Schweiz. Es erinnert in seiner Lage an unser bernisches Gurnigelbad.

Es verfügt über eine ganze Anzahl differenzierter Mineralquellen: die Luzius- und die Emeritaquelle, die der alkalisch-salinischen oder kalten Glaubersalz-Gruppe angehört, und die Bonifazius- und die Carolaquelle, zwei alkalisch-erdige Eisenquellen. Die erste Gruppe macht Tarasp zu einem Heilquellenbad von der Art von Karlsbad, Marienbad, Rissingen und Vichy, die andere verschafft ihm ähnliche Wirkungen wie Wildungen, Pyramont, St. Moritz usw. Wie letzteres ist Tarasp zugleich ein alpiner Höhenkurort.

Das Kurhaus Tarasp besteht aus einem ganzen Komplex von Gebäuden mit dem imposanten Hauptbau als Mittelpunkt. Während der Hochsaison im Juli-August spielt sich im architektonisch prononzierten weiten Vestibül, in den Frühstückshallen, in den Speisesälen, im Badetrakt mit den 60 komfortabel eingerichteten Badzellen, in der gemaldegeschmückten Trinkhalle, im Park unter den gewaltigen Schattenbäumen, um das Pavillon des Kurorchesters auf